

Prof. Dr. Winfried Schütze₁

Laudatio auf Dagmar Schipanski anlässlich der Verleihung des Arthur-Burkhardt-Preises am 22.4.99

Anrede

Ich muß diese Würdigung mit einem Geständnis beginnen: Ich gestehe, daß es mir große Freude bereitet hat, diese kurze Laudatio für Dagmar Schipanski vorzubereiten, der heute in Würdigung ihrer wissenschaftlichen und wissenschaftspolitischen Arbeit der Arthur-Burkhardt-Preis für Wissenschaftsförderung überreicht wird.

Warum freue ich mich? Eine der wirklichen Lasten des Wissenschaftlerlebens besteht darin, fortwährend kritisch sein zu müssen. Wir müssen die Seminar- und Examensarbeiten unserer Studenten kritisch durchsehen, wir müssen neue Fachliteratur rezensieren, wir müssen für die DFG und andere nützliche Einrichtungen Gutachten schreiben, in denen es immer darauf ankommt, Fehler herauszustellen und Defizite aufzudecken. Wenn der Wissenschaftsrat irgendein Institut evaluiert, dann zielt alles darauf ab, das eventuell vorhandene Negative ja nicht zu übersehen. Eine Laudatio auf Dagmar Schipanski schreiben zu dürfen, ist dagegen das pure Vergnügen und daher eine willkommene Abwechslung, zumal wenn einem das Herz voll ist von dem, was man alles Gutes über sie sagen möchte.

Gleichwohl hat ein solches Unternehmen auch seine Tücken. Die Dagmar Schipanski am Ende des Monats April im Jahre 1999 ist nicht mehr die gleiche Person, der im April 1998 der Arthur – Burkhardt-Preis zugesprochen wurde. Sie ist – wie wir alle wissen - eine öffentliche Person geworden, über die so viele Artikel geschrieben, so viele Fernsehberichte gesendet worden sind, daß selbst ich, der ich einige Jahre mit ihr im Wissenschaftsrat zusammengearbeitet habe, nach der Lektüre mancher Zeitungsartikel zuweilen gezweifelt habe, ob das noch die Person war, die ich zu kennen glaubte, etwa wenn sie mit Margret Thatcher verglichen wurde. Die mediale Wirklichkeit kann sich offenbar deutlich von der realen Wirklichkeit entfernen, wenn Sie mir diese nur scheinbare Tautologie erlauben. Insofern bin ich froh, heute abend feststellen zu können, daß es ganz offensichtlich noch gewisse Ähnlichkeiten zwischen meiner Erinnerung an Dagmar Schipanski und der Realität gibt.

Die Tatsache, daß unsere Preisträgerin den Preis zu einem Zeitpunkt zugesprochen erhielt, als sie ausschließlich die Wissenschaftlerin und

Wissenschaftspolitikerin war, legt mir auch höchst erfreuliche inhaltliche Fesseln an. Ich kann mich freihalten von allen denkbaren Versuchungen, mich an der Kandidatin Dagmar Schipanski lobend zu erproben. Ich will mich weise auf die Person konzentrieren, die ich kennen- und schätzen-gelernt habe, bevor sie Kandidatin für das Amt des Bundespräsidenten wurde. Insofern wird meine Laudatio alle die enttäuschen, die heute abend etwas über die Kandidatin erfahren wollen.

Nehmen wir nur einmal für einen Moment an, im Jahre 1962 hätte sich die junge Absolventin der Oberschule Dagmar Schipanski nicht dafür entschieden, Angewandte Physik zu studieren, sondern sie wäre Ihrem damaligen Wunsch gefolgt, Germanistik oder sogar Geschichte zu studieren, und nehmen wir einmal an, sie hätte auch mit diesem Studium den Erfolg gehabt, den Sie in Ihrem tatsächlichen Studium gehabt hat, dann hätte eine gute Chance für mich bestanden, Dagmar Schipanski nicht erst nach der Wiedervereinigung in den frühen 90er Jahren bei einem Gutachtertreffen des DAAD kennenzulernen, sondern ich wäre Ihr vermutlich schon früher begegnet, als einer DDR-Kollegin im Fach Geschichte. Denn seit den frühen 70er Jahren entstanden zunehmend intensivere Kontakte auch zwischen den Geisteswissenschaftlern der Bundesrepublik und der DDR.

Freilich dies wäre ein anderes Kennenlernen gewesen, unter den manchmal bedrückenden terms of trade des damaligen Austauschs zwischen der Bundesrepublik und der DDR: Auf der einen Seite die offizielle Hoffnung, den Klassenfeind nachhaltig zu schwächen, auf der anderen Seite, unserer Seite, jene vage Mischung aus Neugier, Überzeugungsdrang und der bohrenden Frage, ob denn die unübersehbar gemeinsame deutsche Geschichte nicht auch gemeinsam betrieben werden müsse.

Daß es nicht zu jenem frühen Treffen zwischen Dagmar Schipanski und mir gekommen ist, freut mich allerdings im Nachhinein. Es gibt mir die Chance, eine Wissenschaftlerin zu würdigen, deren Studium einer Naturwissenschaft sie von den Versuchungen der Parteilinie fernhielt. Es gab ihr die Möglichkeit, eine Existenz in der DDR zu führen, die in geringerem Maße von der Gnade der Herrschenden abhängig war, die sie vor sich selbst verantworten konnte. Und diese selbstverantwortete Existenz in den Zeiten der Diktatur ist es wohl auch, die jetzt das Fundament ihres Engagements in der gemeinsamen Bundesrepublik bildet.

Solches spekulierende Nachdenken über andere biographische Möglichkeiten liegt nahe in diesem Jahrzehnt nach dem „Wunder der

Wiedervereinigung“, von dem Dagmar Schipanski selbst gesprochen hat. Wir alle können unsere Biographien daraufhin überprüfen, was geschehen wäre, wenn wir an einem anderen deutschen Ort geboren worden wären oder gelebt hätten.....

Im übrigen hat mich Dagmar Schipanski selbst auf jenes Spekulieren über unsere Biographien gebracht. Unvergeßlich ist mir ihre Rede geblieben, die sie im November 1996 bei einer Sitzung des Wissenschaftsrats in Magdeburg, ihrem Studienort, anlässlich eines Empfangs bei MP Höppner hielt. Der Empfang fand in einem Gebäude statt, das selbst ein Gedächtnisort deutscher Geschichte sein könnte, im Generalkommandobau aus wilhelminischer Zeit, der zu DDR-Zeiten Sitz der Kreisleitung der Partei gewesen war. Ich konnte ihre Erleichterung und Freude nachempfinden, in diesem Bau – wie sie sagte - eben nicht den Vorsitzenden der SED-Kreisleitung, sondern den demokratisch gewählten MP des Landes Sachsen-Anhalt begrüßen zu dürfen, und ich habe mir damals ausgemalt, welche Erinnerungen an die Magdeburger Zeit sie damals wohl mit sich herumtrug.

Aber noch ein anderer Grund stimmt mich froh, daß Dagmar Schipanski damals Naturwissenschaftlerin geworden ist. Damit erst ist möglich geworden, daß ein Historiker eine Festkörperelektronikerin würdigen darf, eine – wie Sie zugeben müssen – interessante Konstellation, die gewiß nicht alle Tage vorkommt. Sie wird allerdings nicht dazu führen, daß ich ihre Veröffentlichungen und Patente erläutern werde.

Diese Konstellation hat sich zwar aus der höchst zufälligen Tatsache ergeben, daß ich als Nachfolger von Dagmar Schipanski zum Vorsitzenden des Wissenschaftsrates gewählt worden bin, aber sie ergibt auch eine intellektuelle Spannung, die wohl ganz im Sinne des Preisstifters liegt. Er wollte den Preis einer Persönlichkeit zuerkennen, die sich in besonderem Maße um die Verbindung zwischen den Naturwissenschaften und den Sozial- und Geisteswissenschaften verdient gemacht hat. Dazu gleich mehr!

Lassen Sie mich aber zunächst noch etwas zu den Intentionen von Arthur Burkhardt sagen. Verfolgt man seine eigenen, dokumentierten Überlegungen zum Verhältnis von Natur- und Sozialwissenschaften in der Neuzeit und besonders im 20. Jahrhundert, dann ergibt sich aus der Rückschau auch für den, der ihn nicht persönlich kennenlernen durfte, das Bild eines außerordentlich wachen Beobachters der Zeitläufte. Auf der einen Seite bewunderte er die Fortschritte naturwissenschaftlicher Forschung und technologischer Entwicklung, die er zugleich als notwendig empfand.

Auf der anderen Seite aber war er auch stark beeindruckt durch die fatale Situation der Technikentwicklung nach der Zündung der ersten Atombombe einerseits und der Diskussion über die Grenzen des Wachstums seit der Mitte der 70er Jahre. Solche Sensibilität war nicht erstaunlich bei einem Mann, der schon seit den frühen 50er Jahren in engen fachlichem Kontakt mit Sozialwissenschaftlern der Universität Mannheim stand, deren Unterstützung durch eine Fördergesellschaft er sich später zu einer besonderen Aufgabe machte. Aus dieser Grundhaltung einer aktiven Wissenschaftsförderung entstand schließlich auch der Gedanke, eine Stiftung einzurichten, die durch eine jährliche Preisverleihung eine Persönlichkeit ehren sollte, die auf diesem Gebiet Hervorragendes geleistet hat.

Den Wissenschaftshistoriker muß diese Konstellation besonders interessieren. Sieht man sich einmal genauer jene Vorstellungen an, in denen das Verhältnis von Natur- und Geisteswissenschaften in der Vergangenheit gedacht wurde, denn befällt einen hier unweigerlich – so muß man wohl sagen – das plakative Wort von den „zwei Kulturen“, die wir dem englischen Physiker, Schriftsteller und Beamten Charles Percy Snow verdanken. Snow wollte 1959 bekanntlich mit eindeutigen Zuschreibungen das notleidende Verhältnis beider Systeme charakterisieren, ihre gegenseitige Nichtwahrnehmung. Den Naturwissenschaften bescheinigte er – freilich mit Bedauern - die „Zukunft im Blut“, den Geisteswissenschaften bleibe nur die Vergangenheit.

Freilich, - Sie erlauben mir hoffentlich den Kalauer - das vielzitierte Diktum Snows scheint mir der „snow von gestern“ zu sein. Wir glauben heute zu wissen, daß der Zusammenhang von wissenschaftlicher Forschung und einem verantwortungsvollen Umgang mit dieser Welt und ihren Ressourcen nur in einem „gesamtkulturellen Zusammenhang“ gesehen werden kann, „in dem der Mensch - so hat es Wolfgang Frühwald formuliert - seine Zwecke (zustimmungs- und gemeinschaftsfähig) so setzt, daß er die ihm von der Natur gegebenen Möglichkeiten mit Vernunft und Moralität, das heißt ohne Zerstörung naturgegebener Grundlagen auszunutzen versteht.“ Hierin sieht Frühwald die im Sinne Kants abgewandelte Definition von Kultur. Seine Rede von einer spezifischen Forschungskultur unterstreicht noch einmal den engen Zusammenhang von Kulturwissenschaften und Naturwissenschaften. Wer wollte bestreiten, daß dies eine Frage von höchster Priorität ist, die uns auch heute abend als zentrale Frage im Hintergrund der Würdigung bewegen muß.

Es bleibt freilich die Frage, wie jene Tätigkeiten zu einem „gesamtkulturellen Zusammenhang“ verbunden werden können. Immer deutlicher zeigt die Wirklichkeit wissenschaftlichen Arbeitens, daß eine unmittelbare Verbindung von rationalem Forschen und moralischem Reflektieren unter den komplizierten Wettbewerbsbedingungen unserer Zeit praktisch nicht mehr möglich ist. Das soll nicht bedeuten, daß dies nicht wünschenswert wäre, ganz im Gegenteil: Ich plädiere mit Nachdruck für die Verpflichtung jedes Menschen, der Wissenschaft als Beruf betreibt, über die theoretischen und moralischen Aspekte seines Tuns nachzudenken. Das erst schafft die Grundlage für jene Distance zum eigenen Tun, die die Voraussetzung für moralisches Rasonnieren darstellt.

Eine besondere Variante des reflektierenden Tuns in der Wissenschaft scheint mir in der Person Dagmar Schipanskis gegeben. Sie hat nach der deutschen Wiedervereinigung die Herausforderung erkannt, die darin lag, daß die deutsche Wissenschaftslandschaft der inhaltlichen und personellen Neugestaltung bedurfte. Sie hat dies dann mit bewundernswerter Konsequenz und Ausdauer getan: Als frischberufene Professorin seit 1990 in Ilmenau, als Dekanin und dann als Rektorin ihrer Hochschule, als Mitglied und Vorsitzende des Wissenschaftsrats, als Mitglied des Technologierats des Bundeskanzlers, als Mitglied weiterer Kommissionen der Europäischen Gemeinschaft und der Hochschulrektorenkonferenz in Wissenschafts- und Hochschulangelegenheiten.

Sie hat diese Aktivitäten auch nach dem Ausscheiden aus dem Amt der Vorsitzenden fortgeführt; ihre Arbeit als Vorsitzende des Rundfunkrats des Mitteldeutschen Rundfunks und im Hochschulrat sowohl der Berliner Humboldt-Universität als auch der Universität Potsdam unterstreichen diese Aussage. Besonders erwähnen will ich hier auch ihre Mitarbeit in der Unesco-Kommission zur Ethik in Wissenschaft und Technologie, die sich ganz unmittelbar den Fragen widmet, die ich mit dem Wort vom gesamtkulturellen Zusammenhang angesprochen habe.

Abstrahiert man von all diesen einzelnen Aktivitäten, die ich keineswegs erschöpfend und bei Ihnen, Frau Schipanski, um Nachsicht heischend aufgeführt habe, und versucht, ihre gemeinsame Linie zu finden, so kann man sagen, daß Sie sich in allen diesen Gremien um die Gestaltung der Bedingungen von Wissenschaft im weitesten Sinne bemühen. Sie haben damit eine Variante in der Beziehung der Wissenschaften untereinander entwickelt, die mir besonders notwendig erscheint: In einem Sinne, den ich insgesamt als systemfördernd verstehen würde. Systemfördernd deshalb, weil Sie klar erkannt haben, daß es nicht der richtige Weg ist, nur an Einzelphänomenen vielleicht einen Millimeter Effizienzsteigerung

zu bewirken, sondern den Zusammenhang der Dinge zu sehen und erst aus dessen Erkenntnis heraus reformerisch voranzugehen.

Wie ist das gemeint? Die moderne Rolle der Wissenschaft als tragende Säule der herausziehenden Wissensgesellschaft erlegt ihr, der Wissenschaft, neue Verantwortung auf. Es reicht nicht mehr aus, wissenschaftliche Tätigkeiten als Einzelner und von Wirtschaft und Gesellschaft abgekapselt zu betreiben, sondern wissenschaftliche Tätigkeit erfolgt in immer enger werdenden Verwertungskontexten, deren Auswirkungen kaum zu unterschätzen sind. Damit wachsen etwa den tradierten Funktionen von Grundlagenforschung und angewandter Forschung ganz neue Bestimmungen und Positionen in der technologischen Wertschöpfungskette zu, die zu neuen und ungewohnten Vermischungen beider Bereiche führen. Jedenfalls scheint die Annahme der älteren klaren Trennung hinfällig geworden, vielfache Überlagerungen und zuweilen auch Kurzschlüsse im positiven Sinne bestimmen das Bild, in dem sich Forschung und mögliche Anwendung verbinden: Es ist das, was wir mit Gibbons die „neue Wissensproduktion“ nennen.

Dieser Prozeß, den wir in den letzten Jahren eher noch intensiviert sehen, ist zudem unter politischen und wirtschaftlichen Anwendungsdruck geraten. Zunehmend erwartet die Politik die unmittelbare Wirkung wissenschaftlicher Aktivitäten auf die Wirtschaftsstruktur einer Nation, eines Bundeslandes, einer Region, ja zuweilen eines Landkreises. Unter diesen neuen Bedingungen, die zudem durch globalen Wettbewerb noch verschärft werden, bedarf Wissenschaft der sorgfältigen systemischen Analyse, des ständigen Anschubs durch Impulse, die sachlich fundiert und vom Blick auf das Ganze gelenkt werden. Wenn diese systemische Sicht dann noch wie bei Dagmar Schipanski durch eine wertorientierte Grundhaltung gestützt wird, die Wissenschaft nicht nur als Basis von Gewinnmaximierung versteht, sondern als Bedingung eines menschlichen Lebens und als Möglichkeit zur Verwirklichung des Menschen schlechthin, dann scheint mir eine Grundhaltung entwickelt, die als beispielhaft und damit preiswürdig angesprochen werden kann.

Für mich ist diese – ich sage einmal - **moralisch-systemische Sicht des Wissenschaftssystems** bei Dagmar Schipanski u.a. erkennbar geworden, als ich mit ihr in der Arbeitsgruppe des Wissenschaftsrats zusammenarbeiten durfte, die sich mit den Möglichkeiten der „Gleichstellung der Frau in der Wissenschaft“ beschäftigt hat. Niemand wird bestreiten wollen, daß diese Frage zu den heißen Eisen der deutschen Politik und der gesellschaftspolitischen Diskussion gehört, und in vieler Hinsicht höchste politische Priorität genießt. Hier ist mir

eindrucksvoll in Erinnerung geblieben, wie Dagmar Schipanski in äußerlich beherrschter Form manche unsinnige, weil letztlich nur kurzfristig nützliche Forderung abgewehrt hat, ohne freilich das zentrale Ziel aus den Augen zu verlieren, Frauen den ihnen zustehenden Platz auf allen Ebenen der wissenschaftlichen Arbeit zukommen zu lassen, und dafür alles, aber auch alles zu tun, solange es das sensible Gesamtsystem von qualitätvoller Wissenschaft nicht stört.

Erkennbar wird diese Sicht ebenso, um ein weiteres Beispiel zu nennen, im Vortrag von Dagmar Schipanski anlässlich des Jahresempfangs 1998 der Industrie- und Handelskammer Frankfurt am Main, der „Wissenschaft als Innovationsfaktor“ behandelte. In klaren Thesen beschrieb sie die Bedingungen des engen Miteinanders von Wissenschaft und Wirtschaft in der modernen Wissensgesellschaft, ohne freilich zu vergessen, daß Innovationen nur in einer komplexen Wechselbeziehung zwischen Wissenschaft, Unternehmensentscheidungen, Markt und Kunden gedeihen können.

Wer sich wie Dagmar Schipanski in den jetzigen Zeiten des knapper werdenden Geldes, des wachsenden Verwertungsdrucks und des verschärften Wettbewerbs darauf einläßt, für das Wissenschaftssystem in seiner Gesamtheit Verantwortung zu übernehmen, wer dafür seine legitimen Interessen an der eigenen wissenschaftlichen Arbeit zurückstellt, wer damit auch das intellektuelle Wagnis auf sich nimmt, in kurzer Zeit sehr viel Neues und gewiß Fachfremdes lernen zu müssen, der muß von besonderen Motiven angetrieben sein. Diese Vermutung schwebt latent über vielen der Zeitungsartikel, in denen versucht wurde, ein schlüssiges Bild ihrer Persönlichkeit zu zeichnen. Ich habe mich nach der Lektüre von gut 20 Portraitstudien dieser Art leichten Herzens entschlossen, mich nicht an diesem Genre der Persönlichkeitsdeutung zu versuchen. Ich habe aus der Beobachtung ihrer Person vielmehr den Eindruck gewonnen, daß es ihr unangemessen erschiene, bei ihr eine besondere Persönlichkeitsstruktur festzustellen, wo es doch eigentlich nur um die Lösung von Problemen geht, die einem jeden Tag begegnen.

Erlauben Sie mir statt dessen am Schluß drei knappe Beobachtungen, die es mir so leicht gemacht haben, diese Laudatio zu verfassen, so daß ich noch viel mehr hätte schreiben können. :

Ihr zielstrebigem Pragmatismus, der auf festen Überzeugungen aufruht,

Ihre entschlossene Unaufgeregtheit, die die eigene Person immer zurücknimmt,

Ihre moralische Kraft, die Sie nicht wie ein Banner vor sich hertragen,

Aber ich darf nicht länger sprechen, das habe ich versprochen. Frau Schipanski, ich gratuliere Ihnen statt dessen von ganzen Herzen zur Verleihung dieses ehrenvollen Preises, auch im Namen der Kollegen des Wissenschaftsrates. Wir alle freuen uns mit Ihnen.
